5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Hallische Nachrichten

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Völbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfilialen Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 151 — Halle, Sonntag den 2. Juni — 1918

Seit 21. März 175 000 Gefangene und über 2000 Geschütze erbeutet.

(W. T. B.) Berlin, 1. Juni, abends. (Amtlich.) An der Front von Noyon bis Chateau Thierry gewannen wir kämpfend Boden.

Unser Vormarsch an der Aisne.

Auch der 31. Mai, der fünfte Tag der großen Schlacht an der Aisne, brachte den deutschen Angriffstruppen neue Erfolge. Südlich der Oise sind wir im weiteren Vordringen. Einzelne feindliche Gegenangriffe wurden blutig abgewiesen. Desgleichen erlitt der Gegner, der aus seinen Stellungen bei Couds und südlich Vieraucourt geworfen wurde, schwere Verluste. Bei Selens wurden in den vorhergehenden Kämpfen wiederum drei schwere Geschütze erbeutet.

Südlich Soissons warf der Feind mehrere Divisionen mit Unterstützung von zahlreichen Tanks zu einem starken Gegenangriff vor. Er wurde äußerst blutig abgewiesen, unser Angriff aber sofort weiter vorgetragen. Bei dieser Gelegenheit machten wir über 2000 Gefangene. Auch die Versuche, die der Feind weiter südlich machte, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten, hatten keinen Erfolg, obwohl der Gegner hier mehrere Tanksgeschwader und Schlachtstaffeln den Deutschen entgegenwarf. Eine große Anzahl der Tanks wurde vernichtet.

Besonders wichtig ist die Eroberung der Höhen von Neuilly und St. Front.

Der Bahnhof von Compiègne lag unter wirksamem deutschem Feuer.

Soissons unter feindlichem Feuer.

Soissons wird seit dem 30. Mai nachmittags von den Franzosen planmäßig beschossen. Mächtige Brände lodern in der Stadt hell auf. Nicht die Vorstädte oder Ausgänge beschießt der Feind, er legt vielmehr sein Feuer in das Zentrum der Stadt. Die Zivilbevölkerung ist bis auf wenige alte Leute fortgeschafft. Der Widerstand des Feindes war zwei Tage lang besonders hartnäckig, weil er sich hier in den alten Stellungen bei Soissons nachdrücklich verteidigen konnte. Seit Freitag hat er eiligst Artillerie herangeschafft. Die Stadt wird nicht nur durch Artillerie zerstört, sondern starke Bombengeschwader bewerfen den ganzen Tag über aus beträchtlicher Höhe Soissons mit Bomben. Am Sonnabend hat der Angriff nach Westen an Raum gewonnen. In den Vorstädten und auf den umliegenden Gehöften sind die Einwohner verblieben. Sie verkaufen ihre Vorräte an die deutschen Truppen. Es wird nicht lange dauern, und Soissons wird dasselbe Schicksal ereilen wie die Schwesterstädte St. Quentin, Noyon und die unzähligen anderen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Flandern.

Am 31. Mai griff der Feind nach kurzer Artillerievorbereitung 5 Uhr morgens die deutschen Stellungen nördlich Vierstraat dreimal hintereinander an. Er wurde jedesmal unter schwersten Feindverlusten restlos abgewiesen. Gefangene blieben in deutscher Hand. Ein gleichzeitig weiter nördlich einsetzender feindlicher Angriff kam im deutschen Vernichtungsfeuer nicht zur Entwickelung. Auch weiter südlich vom Nieppewalde bis Lens hielt tagsüber heftiger Feuerkampf an. Desgleichen schwoll das Feuer in der Gegend von Arras und Albert vorübergehend zu großer Heftigkeit an.

Die deutschen Bombenflieger setzten bei Etaples ein großes Lager in Brand. In Cassel wurden drei Brände und weiter südlich eine ungeheure Feuersbrunst beobachtet. (W. T. B.)

Die Beute.

175 000 Gefangene und über 2000 Geschütze seit 21. März.

Vom 21. März 1918 bis zum 1. Juni 1918, also in zehn Wochen, sind in den Kämpfen an der Westfront den Deutschen über 175 000 Gefangene und weit über 2000 Geschütze in die Hände gefallen. Die Zahl der Maschinengewehre, die ungezählte tausende beträgt, und der Umfang des sonstigen unübersehbaren erbeuteten Kriegsgeräts lassen sich vorläufig auch nicht annähernd angeben. Dazu kommen die großen Bekleidungs-, Verpflegungs- und Gerätedepots, ferner ausgedehnte unversehrte Munitionslager schwerster Kaliber, Grabenwaffen, Flugzeughallen, Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Kraftfahrzeuge, Tanks und Zeltlager. Von den in der Aisne-Gegend vorgefundenen Munitionslagern entspricht ein einziges allein 100 000 Schuß aller Kaliber. Die Werte, die die Entente an eingebauten Materialien, an Holz, Draht, Beton, Feldbahngerät, Telephonleitungen usw. an der mehrere hundert Kilometer langen Angriffsfront mit den zahlreich hintereinander liegenden Verteidigungslinien verloren hat, lassen sich ebenfalls kaum abschätzen. Die weiten, von den Deutschen eroberten Gebiete mit den bebauten Feldern verschärfen die Ernährungsschwierigkeiten Frankreichs, zumal eine ganze Reihe der wichtigsten Bahnhöfe der Benutzung entzogen und dadurch die Zufuhrmöglichkeiten erschwert sind. Mehr als je muß der Ueberseetransport zur Ergänzung der verlorenen Bestände in Anspruch genommen werden, was bei dem Schiffsraummangel doppelt ins Gewicht fällt. Die hohe Zahl der Gefangenen und der blutigen Verluste vermindert jedoch gleichzeitig die Leistungsfähigkeit der Kriegsindustrien und der Schiffsbauwerften. Der Zertrümmerung der feindlichen Kampfmittel und Kampfkraft und damit dem Endsiege sind wir wieder einen großen Schritt näher gekommen. (W. T. B.)

Auf der Flucht.

ep Zürich, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Der Schweiz. Preßtelegraph meldet aus Lyon: Auf den Pariser Bahnhöfen treffen täglich immer noch Tausende von Flüchtlingen aus den Operationsgebieten ein. Wie der „Progrès de Lyon" meldet, sind gestern 3000 Flüchtlinge aus Chateau Thierry, Meru, Villers-Cotterets und Pierrefonds in Paris eingetroffen. Die Zivilbevölkerung von Chateau Thierry hatten, wie die Flüchtlinge erzählen, den Befehl erhalten, die Stadt sofort zu verlassen. Die Flüchtlinge aus den anderen Orten waren vor dem starken Bombardement geflohen.

Feindliche Berichte.

ep Zürich, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Der französische Tagesbericht vom 1. Juni, 3 Uhr nachmittags, lautet: Gestern abend und während der Nacht dauerte der feindliche Vorstoß an der Front von Soissons—Chateau Thierry in der Gegend von Soissons und auf der Linie Chauden—Vierzy mit verdoppelter Heftigkeit fort. Die französischen Truppen setzten mit unverminderter Energie ihre Gegenangriffe fort, drängten die an dieser Front geworfenen feindlichen Massen zurück, eroberten überall Gelände und machten mehrere hundert Gefangene. Südlich Soissons wurden die Deutschen an die Crise zurückgeworfen. Weiter südlich blieben Chauden und Vierzy, die mehrmals den Besitzer wechselten, nach schweren Kämpfen schließlich in der Hand der Franzosen. Nicht weniger heftig war die Schlacht in der Gegend von Chous—Neuilly—St. Front. Die französischen Truppen brachten die deutschen Angriffe und behaupteten ihre Linie unmittelbar westlich dieser Orte. Auf dem linken Marneufer stießen die Deutschen vorgeschobene Abteilungen von Norden und Osten von Chateau Thierry bis Verneuil vor.

Man vergleiche mit dieser Darstellung den amtlichen deutschen, sowie nachstehenden englischen Bericht:

(W. T. B.) London, 1. Juni. Reuters Sonderberichterstatter bei der französischen Armee berichtet: Der Feind ist imstande, seine täglichen Fortschritte beizubehalten, weil er dauernd seinen Fronten frische Truppen zuführt. Viele deutsche Divisionen wurden bereits in der Schlacht ermittelt, aber eine noch größere Anzahl muß daran teilnehmen. Die heftigsten Kämpfe wurden gestern im Tale der Crise ausgefochten, ein kleines Flüßchen, das bei Soissons in die Aisne fließt. Die Kämpfe gingen hin und her, aber schließlich behaupteten die Deutschen nach außerordentlich erbitterten Kämpfen ihre neue Linie.

Die Stimmung in Paris und London.

(W. T. B.) Bern, 1. Juni. Einige große französische Blätter äußern ihre Besorgnis über das Schicksal der Eisenbahnlinie nach Chalons und Paris und betonen, daß diese Linie wegen ihrer großen Wichtigkeit nach Möglichkeit geschützt werden müsse. Im allgemeinen hofft die französische Presse, daß durch das Eingreifen der Reserven das sich heute oder morgen fühlbar machen könne, ein Stillstand der deutschen Offensive erzielt werden könne. Die Kommentare bemühen sich schon, Gemessenheit und Kaltblütigkeit zu bewahren. Daß aber die Stimmung in Paris sehr beklommen ist, gibt Herve in der „Victoire" ohne weiteres zu, indem er erklärt: Wozu unsere Beklommung verheimlichen, wo ganz Frankreich den Ernst des deutschen Stoßes eingesehen hat? Am dritten Schlachttage hat der Druck des Feindes sich nicht gemindert, sondern verstärkt. Die Ereignisse der Marneschlacht im September 1914 sind gefährdet. Wir bezahlen den Verrat Rußlands, wie schon die Engländer dafür bezahlten. „Temps" erklärt, das Schicksal Frankreichs stehe auf dem Spiele. Die Oeffentlichkeit setze ihr Vertrauen in die Armee, damit Frankreich verteidigt und gerettet werden könne. Sie erwarte auch, daß die französische Regierung im gegebenen Augenblick die Lehre aus den Ereignissen zu ziehen wisse, begangene Fehler gutmache und unverzüglich alle durch die Umstände gebotenen Beschlüsse fassen werde.

h Haag, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Die „Daily News" betont den Unterschied zwischen der französischen amtlichen Meldung von gestern und den offiziösen englischen Meldungen, die zwei Stunden später veröffentlicht wurden und viel pessimistischer klingen. Im allgemeinen ist der Ton der Presse sehr ernsthaft. Man erkennt an, daß Grund zur Beunruhigung vorliege. Gleichzeitig nimmt man aber an, daß man Foch vertrauen und auf den baldigen Stillstand des deutschen Aufmarsches hoffen könne.

ep Zürich, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Ein soeben aus Paris zurückgekehrter nordischer Neutraler berichtet den „N. Zürcher Nachrichten" zufolge über die gegenwärtigen Eindrücke, unter denen die Pariser stehen. Es beginnt sich infolge des ungemein raschen Vordringens der deutschen Heere eine allgemeine nervöse Unruhe bemerkbar zu machen, der sich niemand entziehen kann. Man vertraut auf General Foch, daß er zur rechten Stunde sich den Deutschen entgegenstellen werde. Aber viele beginnen dieses Vertrauen bereits zu verlieren, während andere von einer neuen Marneschlacht die Rettung Frankreichs erwarten. Der Donner der Geschütze ist bereits in der Nähe von Paris vernehmbar. Die Beschießung der Hauptstadt durch die deutschen Ferngeschütze ist viel wirkungsvoller als bisher.

Beschießung von Paris.

(W. T. B.) Paris, 31. Mai. (Amtlich.) Eine der von dem weitreichenden deutschen Geschütz heute abgeschossenen Granaten fiel auf eine Kirche im Bezirk von Paris.

Einige feindliche Flugzeuge überflogen gestern abend unsere Linie und steuerten auf Paris zu. Von unseren Wachposten verfolgt, wurden sie alsbald von den Verteidigungsbatterien beschossen. Der Alarm begann 10 Uhr 59 Minuten und endigte um Mitternacht. Es wurden einige Bomben auf das Gebiet von Paris abgeworfen. Opfer wurden nicht gemeldet.

Foch verbürgt sich.

s Zürich, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Die „Italia" meldet von der Westfront: An die gefährdeten Frontstellen rollen Tag und Nacht Verstärkungen, um den Durchbruch zu verhindern.

Die Armeekontrollkommission ist im Hauptquartier eingetroffen und von Foch empfangen worden. Foch verbürgte sich für die unbedingte Sicherheit der Hauptstadt Paris und für den Stillstand der feindlichen Offensive innerhalb der nächsten Tage.

Kritische Tage für Clémenceau.

s Genf, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Der „Temps" meldet: Die Parteien der Kammer erörtern bereits die Möglichkeit der Abstimmung am kommenden Dienstag. Man kann mit einer geringen Mehrheit für Clémenceau rechnen.

Die „Humanité" schreibt: Das Ministerium Clémenceau wird am Dienstag mit dem Vorgang oder dem Stillstand der deutschen Offensive stehen oder fallen.

Holl. Nieuws-Bureau meldet aus Paris: Clémenceau hat sämtliche Beurlaubungen, mit Ausnahme der Krankheitsurlaube, rückgängig gemacht.

ep Zürich, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Der Schweiz. Preßtelegraph meldet aus Paris: Ministerpräsident Clémenceau erklärte nach seiner Rückkehr von der Front: Er werde auf die von Jobert, Cachin und Genossen eingebrachten Interpellationen nicht eingehen, er sei aber bereit, zu Beginn der Dienstagssitzung eine Erklärung über die Lage zu geben, von der er hoffe, daß sie die Interpellanten voll befriedigen werde.

Die parlamentarischen Heereskontrolleure Abel Ferry, Renaudel und General Petrya sind gestern von der Front zurückgekehrt und haben dem Heeresausschuß Bericht erstattet. Der Ausschuß hat Clémenceau ersucht, baldmöglichst vor ihm zu erscheinen.

Genf, 1. Juni. Angeblich untrügliche Anzeichen rechtfertigen die Erwartung der linksstehenden Kammergruppe, daß ihre jüngste Stimmenzahl von 174 bis Dienstag erheblich anwachsen werde. Ein Teil der vorgestrigen Mehrheit sei zur Stimmenthaltung entschlossen. Für unbedingt Clémenceautreu gelten nur die von Barrès geführten Nationalisten. Die Gruppe Barthou würde das Ministerium nur unterstützen, wenn Poincaré die Ministerkrise vermieden zu sehen wünscht, doch fehlen über die Auffassung der Gesamtlage im Elysee zuverlässige Berichte. (Kol.-Ztg.)

*

Vom amerikanischen Flugwesen.

h Haag, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Der Korrespondent des „Daily Telegraph" meldet aus Washington: Amerika hat endlich das Problem des Flugzeug-Libertymotors gelöst. Kahn, Mitglied des Kongreßausschusses für militärische Angelegenheiten, teilte mehreren Personen mit, die Vereinigten Staaten hätten bereits 1500 Flugzeuge nach Frankreich abgeschickt.

(W. T. B.) Washington, 31. Mai. Amtlich wird gemeldet: Im Laufe des Juni sollen 280 000 Mann zu den Fahnen gerufen werden.

Ein amerikanischer Transportdampfer versenkt.

h Haag, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Holl. Nieuws-Bureau meldet aus Washington: Admiral Sims meldete heute morgen, daß der Transportdampfer „Präsident Wilson", der nach den Vereinigten Staaten heimkehrte, infolge Torpedierung gesunken ist. Einzelheiten sind noch nicht bekannt.

Eine Wirkung des U-Bootkrieges.

h Haag, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Holl. Nieuws-Bureau meldet: Da die englischen Reeder bei den gegenwärtigen Frachtarifen nicht mehr mit Gewinn, sondern mit Verlust arbeiten, hat das englische Schiffahrtsministerium im Prinzip seine Zustimmung zu einer wesentlichen Erhöhung der Frachtraten gegeben.

Das deutsch-schweizerische Abkommen ratifiziert.

ep Bern, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Der Bundesrat hat heute das Wirtschaftsabkommen Deutschlands mit der Schweiz ratifiziert.

Lord Robert Cecil über Rußland.

h Haag, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Holl. Nieuws-Bureau meldet: Lord Robert Cecil erklärte einem amerikanischen Journalisten: Er habe den Eindruck, daß die Lage in Rußland sich andauernd verschlimmere. In der Bevölkerung zeige sich viel mehr Unzufriedenheit als Begeisterung für den Bolschewismus. Der deutsche Einfluß scheint besonders in Moskau stark zuzunehmen.

Neue Staatenbildungen im Osten.

Kiew, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) „Kiewskaja Mysl" meldet über Odessa: Das tatarische Krimparlament Kuskutai hat sich zum provisorischen Staatsparlament der Krim erklärt und die Initiative zur Bildung einer Regierung und Volksvertretung mit Einschluß anderer Nationalitäten übernommen.

Eine weißrussische Abordnung besuchte den ukranischen Minister des Aeußern Rakowsky in Fragen der Grenzfestsetzung mit der Ukraine und der Teilnahme an den großrussischen Friedensverhandlungen. Die Abordnung überreichte ferner Rakowsky eine Note mit der Erklärung der Unabhängigkeit und mit dem Ersuchen um Anerkennung durch die Sowjetrepublik, sowie um Eintritt in Verhandlungen über die Grenzfragen und Handelsbeziehungen.

Um Finnlands zukünftige Staatsform.

ep Kopenhagen, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Aus Helsingfors wird gemeldet: Im finnischen Landtag ist ebenso wie im Senat die Mehrheit für die Einführung einer monarchischen Staatsform. Trotzdem herrscht Unsicherheit darüber, ob für die Lösung der Verfassungsfrage auf monarchischer Grundlage eine ausreichende Mehrheit erzielt werden wird, da die Agitation der Jungfinnen und Agrarier, die für eine republikanische Staatsform sind, zunimmt.

Zu Dells Ausweisung.

ep Paris, 1. Juni. (Eigene Drahtmeldung.) Der „Petit Parisien" wird aus London gemeldet: Im Unterhause erklärte Lord Robert Cecil, der Korrespondent des „Manchester Guardian" Dell sei aus Frankreich ausgewiesen worden, weil er Verhandlungen, die hinter verschlossenen Türen stattgefunden hätten, veröffentlicht habe.

*

(W. T. B.) Haag, 1. Juni. Wie der „Nieuwe Courant" aus London erfährt, haben sich zwei Krankheitsfälle auf einem Schiff bei Gravesend als Pestfälle herausgestellt. Das Schiff darf nicht einlaufen. Wahrscheinlich sind Ratten die Träger der Krankheit.

ep Stockholm, 1. Juni. Die Fleischpreise haben nunmehr eine phantastische Höhe erreicht. Das Kalbfleisch kostet 14 Kronen je Kilo. Bis zur Ernte erwartet man eine Rationierung des Fleisches.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191806021/fragment/page=0001

Das Interesse der Arbeit.

Von Ernst Glöckner, Sonneberg, S.-M.

Lloyd George hat vor kurzer Zeit geäußert: „Wenn auch der Landkrieg zugunsten Deutschlands ausgehen sollte, so ist deshalb der Krieg an sich noch keineswegs beendet; England wird ihn dann auf seinem ureigenen Gebiete, auf der See fortsetzen." England weiß: es geht im wahrsten Sinne des Wortes um Sein oder Nichtsein!

So, wie die wirklichen Ursachen des Krieges wirtschaftlicher Natur waren, soll nach englischem Wunsche auch der letzte Kampf auf wirtschaftlichem Gebiete geführt werden. Wäre ein Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung nötig, so brauchte man nur an die Wirtschaftskonferenz der verbündeten Regierungen in Paris vom 14.—17. Juni 1916 zu erinnern. Die seitenlangen Beschlüsse dieser Konferenz lassen sich kurz in die Formel zusammenfassen: „Vernichtung der blühenden deutschen Volkswirtschaft, Zerstörung des deutschen Handels und der deutschen Industrie und Unterjochung der deutschen Arbeit zwecks Ausbeutung durch die Alliierten!"

Es ist verständlich, daß dieses Hauptziel unserer Feinde im Hasten und Jagen des Tages, im gegenseitig sich überstürzenden Drange der Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen zeitweilig in den Hintergrund geraten konnte. Deshalb ist es aber doppelt wichtig, sich immer wieder einmal ins Gedächtnis zurückzurufen, um welchen Preis es sich für unsere Feinde bei dem gewaltigen Kriege handelt und was für die deutsche Arbeit auf dem Spiele steht. Viel zu selten wird bei uns darauf hingewiesen, daß eines der Hauptkriegsziele für uns sein muß: die Unmöglichmachung des Handelskrieges nach Beendigung des Waffenkampfes. Wer wollte daran zweifeln, daß alle deutschen Blutopfer umsonst gebracht worden wären, gelänge es nicht, unsere Feinde zu zwingen, die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz fallen zu lassen? Es bedarf für den Volkswirt und überhaupt für jeden, der da weiß, daß die ungehemmte Auswirkung der deutschen Arbeit die Grundlage für die beispiellose Aufwärtsentwicklung des Reiches gewesen ist, keiner Versicherung, daß das deutsche Volk in dem Augenblick seine Stimme im Kreise der Weltmächte verliert, in dem es gelingt, uns dauernd vom Weltmarkte zu verdrängen.

Eine der ersten Forderungen der deutschen Vertreter bei den kommenden Friedensverhandlungen muß deshalb sein, daß die Gegner darauf verzichten, die erwähnten Pariser Beschlüsse in die Tat umzusetzen und daß der Handelsverkehr zwischen den jetzt feindlichen Mächtegruppen keinen hemmenden Sonderbestimmungen unterworfen werden darf.

Gelänge es den Feinden unter Englands listiger Führung, uns vom Bezuge der nötigen Rohstoffe auszuschließen und unsere Ausfuhr zu erdrosseln, so wäre das gleichbedeutend mit einer Zerstörung des Segens der deutschen Arbeit. Ungezählte Massen würden ihre Lebensmöglichkeit verlieren; der Volkswohlstand würde zerstört werden; es würde eine allgemeine Verelendung eintreten, und das deutsche Volk würde in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem Paria-Dasein erniedrigt werden. Die Millionen fleißiger deutscher Staatsbürger aber, die sich dank ihrer hochwertigen körperlichen oder geistigen Arbeit eine achtungsgebietende Stelle in der Welt errungen haben, würden gewissermaßen zu Kulis im Sklavendienste Englands herabgewürdigt. Für die Hunderttausende, die alljährlich unser Volk infolge des Geburtenüberschusses zunimmt, hätten wir keine Verdienst- und Lebensmöglichkeit; wertvolle Glieder unseres Volkes müßten auswandern, verlören die Heimat und würden Kulturdünger für fremde Nationen. Daß in einem derartig der langsamen Entartung preisgegebenen Deutschen Reich jeder kulturelle und politische Fortschritt zur Unmöglichkeit würde, ist klar.

Dieser kurze Umriß der Folgen eines von uns gegen eine überwältigende feindliche Vereinigung zu führenden Wirtschaftskrieges genügt, um ganz allgemein verständlich zu machen, daß es niemals zu einem solchen Zustand kommen darf. Gewiß ist es richtig, daß das Ausland einen wahren Heißhunger nach deutschen Waren hat. Man unterschätzt jedoch den verschlagenen britischen Krämergeist, wenn man glaubt, es würde ihm nicht gelingen, solange er die Macht dazu hat, dem deutschen Handel und der deutschen Industrie solche Schwierigkeiten in den Weg zu legen, daß ihre Konkurrenzfähigkeit zum mindesten sehr empfindlich beschränkt wird. Daran ändert auch die an sich sehr bezeichnende Tatsache nichts, daß auf der letzten Frühjahrsmesse in Leipzig die Ausländer etwa 25 Prozent der sämtlichen Einkäufer ausmachten und daß ihre Bestellungen gegen die Friedenszeit um ein Mehrfaches höher waren; daran ändert ferner das charakteristische Vorkommnis nichts, daß sich vor einigen Monaten die englischen Händler und mit ihnen das englische Publikum um eine als Prise eingebrachte kleine Sendung deutscher Spielwaren in London förmlich gerissen haben.

Nun liegt aber klar auf der Hand, daß wir einen Verzicht auf die Durchführung der Pariser Beschlüsse, zu denen sich erst neuerdings wieder Frankreich mit aller Schärfe bekannt hat, nur dann erzwingen können, wenn dem Vielverband von uns eindeutig bewiesen wird, daß wir ihm zum allermindesten ebenbürtig sind. Bei dem vom „freiheitlichen" Amerika ausdrücklich unterstrichenen Bekenntnis der Westmächte zur nackten Gewalt, zur Gewalt bis zum Aeußersten, ist die Anerkennung dieser Ebenbürtigkeit nur auf dem Schlachtfelde durch die Waffen zu erreichen. Es ist also schon aus diesem Grunde unerläßlich, daß wir in dem gegenwärtig im Westen sich abspielenden Akte des Weltdramas fest und einmütig zusammenstehen. Nur gänzliche Unkenntnis der feindlichen Kriegsziele und völlige Verkennung der Absichten unserer Gegner auf wirtschaftlichem Gebiete können die sonderbare, immer wieder auftauchende Behauptung aufstellen, der Krieg werde nur für gewisse Schichten des deutschen Volkes weitergeführt. Niemand hat mehr Interesse an der glücklichen Beendigung des Krieges als die deutschen Arbeiter.

Solange die Gegner nicht freiwillig erklären — und durch greifbare Garantien dafür Sicherheit bieten! —, daß eine Fortsetzung des Waffenkampfes auf wirtschaftlichem Gebiete von ihnen nicht erstrebt wird, bezw. solange wir nicht die Möglichkeit haben, unsere Feinde bei den Friedensverhandlungen zu einer solchen Willensäußerung zu veranlassen, solange müssen zum Schutze der deutschen Arbeiter die militärischen Handlungen fortgesetzt und von der Heimat die Opfer weiter wie bisher willig gebracht werden.

Wiederholt ist von den leitenden Stellen im Reiche feierlich erklärt worden: Nicht um Eroberungen zu machen, ist das deutsche Volk in den ihm aufgezwungenen Kampf gezogen, nicht Landerwerb sind seine Kriegsziele, sondern die Verteidigung und Sicherung des Vaterlandes und die freie und ungehinderte Betätigung seiner Bewohner auf allen Gebieten kulturbringenden Schaffens sind der hohe Preis, um dessentwillen Front und Heimat im gegenseitigen Wetteifer all das Schwere die langen Jahre hindurch getragen haben.

Hierin nicht zu erlahmen, liegt im ureigensten Interesse der deutschen Arbeit und der deutschen Arbeiter!

Der Durchbruch durch den Russenring bei Lodz am 24. September 1914.*)

Nach den amtlichen Quellen.

„Es ist kein Zweifel: sind wir heute abend nicht durch, so liegen wir alle auf dieser Erde, oder wir sind auf dem Wege nach Sibirien."

Aus dem Tagesbefehl des Generalleutnants v. Thiesenhausen.

— — — Die Nachricht von der Ankunft des Generalleutnants Litzmann in Brzeziny erhielt der Divisionskommandeur durch den bei ihm jetzt eintreffenden Kommandierenden General. Von dem Türmchen eines Landhauses bei Zakowice beobachteten nun beide zusammen das sich vor ihren Blicken abrollende gewaltige und grausige Schauspiel. Wie aus der Loge eines Theaters vermochten sie von dort aus das Kampfgelände zwischen der Bahn Koluszki—Lodz und der Mroga-Niederung zu übersehen. Das nur wenige Stunden währende Feuer der Artillerie der 50. Reservedivision war von überwältigender Wirkung. Die russischen Batterien standen zwar gut gedeckt gegen die Artillerie der 49. Reserve- und 3. Gardedivision, waren aber größtenteils dem flankierenden Feuer von Osten schutzlos ausgesetzt. Lage um Lage fuhr ins Ziel, alles zerschmetternd, Geschütze, Bedienung, Bespannung. In kürzester Zeit hatten die Russen ihre Geschütze verlassen und waren in die nächste Deckung verschwunden. Bei wiederholten Versuchen, aufzuprotzen, wurden durch das Kreuzfeuer der deutschen Artillerie Bedienungsmannschaften und Pferde reihenweise niedergelegt. In die Luft fliegende Munitionswagen steigerten die Verwirrung, und bald sah man alles, was noch nicht tot oder verwundet am Boden lag, zu Fuß oder zu Pferde davonstürmen. Einzelne Batterien oder Geschütze, denen es geglückt war, aus günstigen Stellungen davonzukommen, zwang das vernichtende Verfolgungsfeuer, in dem deckungslosen Rückzugsgelände wieder Front zu machen, um den Kampf noch einmal aufzunehmen; sie verfielen bald dem Schicksal der übrigen russischen Artillerie. Auch die Batterien der Truppenabteilung Kunowski griffen aus Gegend Koluszki wirksam in den Kampf ein. Einen besonderen Anteil an dem großen Erfolge des Tages hatte das Fußartilleriebataillon Kuntze, welches allein achtzehn Geschütze zur Strecke brachte. Nach der Vernichtung der feindlichen Artillerie sauste zischend Schrapnell auf Schrapnell, Granate auf Granate in die breiten, dichten Schützenketten der Russen. Nicht lange dauerte es, dann strebten in hastiger, regelloser Flucht Massen von erdbrauner Infanterie den Kameraden der Artillerie nach, alles den Höhen von Brzeziny zu. In diesen ungeordneten Massen hielt der Tod infolge des ununterbrochenen deutschen Verfolgungsfeuers blutige Ernte.

Noch ein kurzer, spannender Augenblick: wenige hundert Meter hinter einer vor Bahnhof Koluszki stehenden Batterie der 50. Reservedivision fuhr plötzlich ein Eisenbahnzug ein, vollgepfropft mit russischer Infanterie. Die Batterie machte im Feuer kehrt; wenige wohlgezielte Granaten mitten in den Eisenbahnzug hinein genügten, um die Insassen in schneller Flucht jenseits in den deckenden Wald enteilen zu lassen.

Bei der 49. Reservedivision tobte währenddessen der Kampf um den Eisenbahndamm, wo Oberst v. Kamptz rechts und Oberst Credner links der Dorfstraße von Borowo mit ihren schon stark gelichteten, allzu schwachen Kräften um die Entscheidung rangen. Da warf Major Diez seine leichte Garde-Haubitzabteilung zu einem letzten entscheidenden Stoß todesmutig nach vorn. Durch die Schützen der 49. Division hindurch vorgehend, nahmen die Batterien so weit vorwärts Stellung, daß es gelang, den Bahndamm in seiner ganzen Länge zu flankieren. Jetzt setzte auch Generalleutnant v. Thiesenhausen seine einzige Verfügungstruppe, das Bataillon Donalies, rechts der Straße ein, und, unterstützt von den Batterien, mit denen ihr Regimentskommandeur Oberst v. Etzel im Galopp bis in die Schützenlinien vorging, stürmte Oberst Credner mit Hurra die Unglückshöhe 229. Fast gleichzeitig langte auch Oberst v. Kamptz von Osten her auf der Höhe an. Er hatte durch das Eingreifen der 50. Reservedivision zuerst Luft bekommen, den Bahndamm gestürmt und Szym Pszanowice genommen. Glänzend unterstützt durch die hinter seinen Truppen aufgefahrenen Batterien, die stets im Galopp dicht hinter der Schwesterwaffe in Stellung gegangen waren, hatte er den Feind nach Norden zurückgetrieben. Aus eigenem Entschluß war er dann gegen die Höhe 229 eingeschwenkt, da von dort aus seine Gruppe heftig in der Flanke beschossen wurde. Um 11,30 vormittags war die feindliche Stellung restlos in deutscher Hand. 800 Gefangene, 6 Maschinengewehre, 8 Geschütze fielen allein in der Nähe dieser Höhe in die Hand des Siegers. Auch die am Tage vorher verlorengegangenen deutschen Batterien waren jetzt wieder in deutschem Besitz. Mit schnell zusammengerafften Leuten schaffte Major Ribbentrop Munition herbei, und als Entgelt für den nächtlichen Fackeltanz sandte er dem weichenden Feinde feurige Grüße nach. Von allen Seiten eilten die Batterien der Höhe zu, und bald wälzte sich der Russe unter dem vernichtenden Artillerieverfolgungsfeuer auf Brzeziny und in westlicher Richtung zurück. Noch immer aber hielt er hartnäckig den Bahndamm südlich Galkow. Endlich, gegen 3 Uhr nachmittags, schlug auch für die hartbedrängten Kompagnien des Bataillons Roosen die Stunde der Befreiung. Der Feind wurde in den Wald westlich und südlich Galkow zurückgetrieben. Der letzte Widerstand war damit gebrochen.

Nur ganz kurz vermochten die nach Norden zurückgehenden Trümmer des V. sibirischen Korps sich in den Gehöften am Mroga-Abschnitt zu setzen, dann fluteten sie den Höhen von Witkowice zu, wahrscheinlich mit der Absicht, hier noch einmal zur Verteidigung haltzumachen. Während aber im Süden die verfolgende deutsche Infanterie bereits gegen 2 Uhr nachmittags den Mroga-Abschnitt erreichte, schlugen von Norden den bei Witkowice erscheinenden Sibiriern unerwartet Schrapnells entgegen.

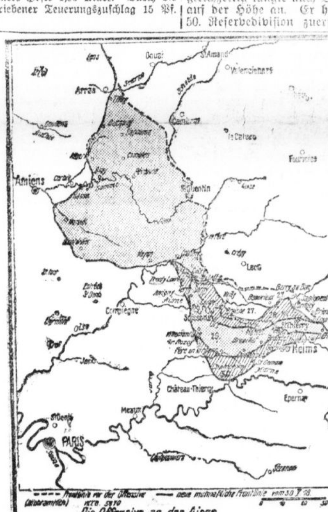
Gegen Mittag hatten die bei Brzeziny befindlichen Truppen des Generalleutnants Litzmann den Feind östlich der Stadt auf Przeclaw zurückgeworfen und das im Süden gelegene Vw. Swienta Anna durch das 5. Garderegiment zu Fuß unter erheblichen Verlusten im Sturm genommen. Alle so freigewordenen Kräfte wurden zu neuer Verwendung nach der Höhe 237 südlich der Stadt zusammengezogen. Immer gespannter blickte man nach Süden; der immer deutlicher werdende Kanonendonner ließ keinen Zweifel, daß das XXV. Reservekorps dauernd vorrückte. Von dem zunächst gefaßten Entschlusse, über Witkowice nach Süden vorzustoßen, wurde Abstand genommen, als westlich Witkowice auf Malczew fahrende feindliche Artilleriekolonen sichtbar wurden. Sie wurden von den auf Höhe 237 in Stellung gegangenen vier Geschützen treffsicher gefaßt, während andere von Süden dem Vw. Swienta Anna sich nähernde russische Batterien von der Infanterie und von der Pionierkampagnie zusammengeschossen wurden und die in Scharen zurückströmenden Sibirier sich kampflos ergaben.

Um 3,30 nachmittags traf Rittmeister v. Lettow bei Generalleutnant Litzmann ein. Vor fünf Stunden hatte er Generalmajor Graf Schweinitz verlassen. Seine Meldung ließ das Schlimmste für die Artillerie befürchten. So wurde nun doch noch der Vorstoß nach Süden befohlen. Schon waren die Regimenter angetreten, da veranlaßte eine neue günstige Nachricht, der Bewegung wieder Halt zu gebieten. Gleichzeitig erschienen am Horizont die Anfänge des siegreichen XXV. Reservekorps. Dichtauf folgten ihm die Bagagen und Kolonnen mit den Verwundeten, die der 49. Reservedivision über Chrusty Stare und Zakowice, die der Gardedivision über Vw. Galkowek und Witkowice. Die Gefangenen halfen ihnen auf den zerfahrenen und gefrorenen Wegen vorwärts und bildeten hinter ihnen Regimenter in Marschkolonne, um stärkere Kräfte vorzutäuschen.

An der Spitze seiner Truppen ritt General v. Scheffer um 5 Uhr nachmittags in die Stadt ein. Die Stimmung, in der sich der siegreiche Führer befand, geben am besten die Worte wieder, die er hier auf dem Marktplatze von Brzeziny an Generalleutnant Litzmann richtete: „Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Siege von gestern, der meinem Korps Rettung und Erfolg ermöglicht hat. Ich danke Ihnen dafür."

Dunkelheit senkte sich auf das Schlachtfeld. Die auf und an der Straße liegenden Massen von Leichen, zerschossenen Geschützen und Fahrzeugen gaben ein Bild von der Schwere des Kampfes, der hier ausgefochten worden war. Wagen um Wagen, Kolonne um Kolonne rasselten auf der festgefrorenen Straße und seitwärts über dem Sturzacker dem Ziele Brzeziny zu bis in die späte Nacht.

*) Aus dem soeben erschienenen, warm zu empfehlenden Heft 19 (Die Schlacht bei Lodz) des im Auftrage des Generalstabes des Feldheeres, im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr. herausgegebenen Werkes: „Der Große Krieg in Einzeldarstellungen". Etwa 38 in sich abgeschlossene, mit reichem Kartenmaterial versehene Hefte. Jedes Heft ist einzeln zum Preise von 1,20 Mark käuflich; über 96 Seiten starke Hefte 1,50 Mark. Durch die Notstandsordnung vorgeschriebener Teuerungszuschlag 15 Pf. für jedes Heft.



Die Offensive an der Aisne

Die Hochseeflotten im Kriege.

Von Korvettenkapitän Scheibe.

Daß es zwischen den gegnerischen Hochseeflotten in diesem Kriege bisher nur einmal in fast vier Jahren, am 31. Mai und 1. Juni 1916, zu Kampfhandlungen großen Stils gekommen ist, liegt nur zum kleinsten Teil in der Eigenart des Seekrieges und in der neuzeitlichen Entwickelung seiner Mittel begründet. Zum bei weitem überwiegenden Teile ist es eine Folgeerscheinung der vorliegenden militärischen und politischen Lage und der durch sie für den Kampf zur See geschaffenen Voraussetzungen.

Der Ausbau unserer Hochseeflotte wurde durch den Ausbruch des Weltkrieges noch vor seiner Vollendung getroffen und unterbrochen. Die volle Verwirklichung des Risikogedankens gegen den zur See stärksten

---

Hallig Hooge.

Ein Nordsee-Roman von Anny Wothe.

Amerikanisches Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

7) (Nachdruck verboten.)

Sie liebte den Kutter, der sollte sie forttragen, weit in die Welt. Eike hatte es sich bestimmt vorgenommen. Wenn sie nur zur Ebbezeit übers Watt lief, dann konnte man sie stundenlang sehen, und das Ende war, daß man sie verfolgte und sie wieder einfing. Wenn aber der Kutter, der dem Gast auf der Schulwerft gehörte, sie einmal mitnahm, dann würde ihr niemand folgen können und keiner Verdacht schöpfen, daß sie von Hallig Hooge entfliehen wollte. Selbst Tete Tetens nicht, der immer so aufpaßte.

Eike überlegte, ob sie sich heimlich im Boot verstecken oder den Fremden bitten sollte, sie einmal auf eine Meerfahrt mitzunehmen. Nein, sie traute sich nicht mit solchem Ansinnen an Holm von Thümen. Lieber schlich sie sich heimlich ins Boot. Er konnte sie dann doch nicht einfach ins Meer werfen, wenn er sie fand.

Leise lachte Eike vor sich hin.

Was der wohl für Augen machen würde, wenn er sie entdeckte.

Eike freute sich unbändig. Und Tete Tetens erst, der würde schimpfen und furchtbar auf sie aufpassen, das war gewiß, aber daraus machte sie sich nichts. Tete Tetens war nicht besonders schlau, den würde sie schon ganz dumm machen.

Und Eike lächelte mit einem seltsam wissenden Lächeln und in ihren schwarzen Samtaugen glomm ein eigen Licht.

So spann Eike ihre bunten Sonntagsträume.

„Hallo, kleine Eike!" rief da plötzlich Holms dunkle Stimme dicht an ihrer Seite, so daß sie von der Bordkante einfach in den Kutter fiel.

Das war sehr spaßig, und Holm hatte nicht übel Lust, zu lachen, aber bei dem finsteren Anblick der Ueberraschten bekämpfte er die aufsteigende Lachlust, und besorgt fragte er:

„Habe ich dich erschreckt? Du hast dir doch nicht weh getan, Eike?"

„Was scheerts Euch", gab das Mädchen zurück und rieb sich ungeniert das nackte Bein, das sie sich beim Fallen etwas zerschunden hatte.

Holm hob mit dem derben Knotenstock, den er in der Hand trug, behutsam Eikes Strümpfe aus dem Sande auf und sagte:

„Da zieh die Dinger wieder an, es ist Sonntag heute."

„Ihr habt mir nichts zu befehlen", grollte Eike und rieb sich das blaugestoßene Knie weiter.

„Natürlich nicht, kleine Weisheit, aber es ist hübscher, wenn eine Deern am Sonntag recht schmuck aussieht."

„Ihr braucht mich ja nicht anzusehen, wenn ich Euch nicht gefalle."

„Da hast du wieder recht. Dagegen läßt sich nichts einwenden", lachte Holm, wenn auch etwas gezungen, auf, „aber jetzt scher dich mal raus, Kleine. Wenn die Flut kommt, will ich mit Pitt Lüders los. Da kommt er schon, er muß das Takelzeug richten."

Pitt Lüders, ein stämmiger Bursche von einigen zwanzig Jahren, mit listigen, kleinen Augen und struppigem Braunhaar, trabte breitspurig daher.

„Hockst du schon wieder in dem Kutter", schnob er Eike an, „wie oft soll ich dir sagen, daß der Kutter dem gnädigen Herrn gehört und daß da kein Platz für dich ist."

„Na, na, langsam, Pitt Lüders", winkte Holm ab. „Meinetwegen kann Eike immerfort im Kutter sitzen, wenn es ihr Spaß macht, bloß jetzt können wir sie hier nicht brauchen. Mach klar und vergiß nicht den Proviant für ein paar Tage. In zwei Stunden ist die Flut da."

Eike sprang in kühnem Bogen mit ihren bloßen Füßen über den Rand des Kutters und stand jetzt dicht neben Holm.

Ihre roten Strümpfe warf sie über ihre nackten Arme und, die Holzschuhe aufhebend, sagte sie, mit der Hand in die Ferne deutend:

„Wenn ich im Kutter sitzen darf, dann könnt Ihr mich auch einmal mitnehmen, Herr."

Ganz bestimmt, als hätte sie zu befehlen, klang das. Holm sah die Kleine erstaunt an.

„Nein, Kind, das geht nicht. Wir bleiben tagelang fort, und Wind und Wetter könnten dir schaden."

„Mir schadet nichts", gab sie finster zurück. „Ich kann auch segeln. Peer Owens hat es mir gezeigt, auch schießen. Manche Robbe habe ich mit Peer Owens erlegt."

„Ei, sieh mal an, also ein kleiner Jagdgenosse entpuppt sich da", lächelte Holm.

„Eike ist ne forsche Deern", warf Pitt Lüders schwerfällig ein, „sie steht ihren Mann."

Ihm schien es plötzlich sehr lustig, wenn Eike mitfuhr.

Holm schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Kleine, wenigstens dieses Mal nicht. Wir bleiben zu lange fort, und die Nacht im Kutter unter freiem Himmel ist nichts für ein kleines Mädchen."

„Ich bin nicht klein, und ich will gar nicht, daß Ihr mir einen Gefallen tut. Ihr seid böse, wie Ow Erkel, ich werde auch schon ohne Euren Willen fortkommen, und Pitt Lüders erst, der ist ein großes Schaf."

Sie streckte ungeniert gegen Pitt Lüders die Zunge heraus, und dann lief sie, so schnell sie konnte, Strümpfe und Schuhe in der Hand, davon.

Pitt Lüders lachte mit seinem ganzen breiten Gesicht.

„De sick to musig maakt, den holt de Katt", meinte er gleichmütig.

„Eike will wohl nicht so, wie die Leute auf Hallig Hooge?"

„Nee, Herr. De sitt up'n golden Stohl", gab der Schiffer zurück, aber de wärd noch, de Schoolmester fängt et man nich richtig an. Wer Vögels fangen will, mut nich mit Knüppeln dermatten smieten."

Holm sah sich den breiten Burschen etwas genauer an. Der Kerl hatte wirklich recht. Was er sagte, hatte Hand und Fuß, und er mußte ja auch Eike wohl besser kennen.

Er gab dem Schiffer noch seine Befehle über die Ausrüstung des Bootes, dann wandte er sich langsam. Wie wohl ihm der Frieden dieser kleinen Hallig tat. Nur ein paar Möwen zankten sich auf den Watten. Es war, als ginge der liebe Gott auf leisen Schuhen über die endlose graue Fläche, als ströme sein heiliger Atem weithin über Dünen und Watt, bis hin zur fernen, fernen Küste, die Holm am liebsten nie wiedersehen möchte.

„Hallig Hooge", drängte es sich von den Lippen des Einsamen, „heilig bist du mir. Die Hohe, die Reine, bedeutet dein Name, laß mich hier in deinem Frieden auch meine Seele wieder rein baden, die so arm geworden, so bettelarm."

Prüfend flog sein Blick über das graue Watt. Die Hohlebbe war vorbei. Priel und Bei füllten sich mit silberschimmernden Wassergerinnseln. Nicht lange mehr, dann rauschte die Flut empor und er würde auf rollenden Wogen wieder hinausfahren auf das wogende Meer, dem sein Herz in Sehnsucht zustrebte.

Aus dem gärenden Wasserschlamm klang ein so geheimnisvoller Ton, wie ein Rufen war es, von fernen, fernen Stimmen, die lange verweht.

Die fernen Halligen da drüben lagen wie stille Träume. Graue Vögel hüpften über den Sand und in diesem märchenhaften Frieden heller Glockenklang.

Die Kirche war aus, die kleine Kirche, die Holm nicht ohne Bewegung ansehen konnte, die den Halligbewohnern in ihrer schlichten Beschränktheit und Bescheidenheit ein starker Hort war in aller Not.

Holm legte die Hand über die Augen. Er wollte nichts mehr sehen. Die schimmernden Seepaläste, die er meinte dort in unabsehbarer Ferne leuchten zu sehen, die sollten ihn nicht mehr locken.

Seine Jugend hatte er dort drüben begraben. Schatten um Schatten stiegen vor ihm auf. Sie umschwebten ihn leise wie ein Sehnsuchtslied, und der Klang, der ihm immer wieder im Ohr lag, war ein Heimverlangen nach Glück und Liebe, die nun auf ewig tot war. Er hatte kein Heimatland mehr, trotzdem das graue Vaterhaus dort drüben sein war. Nur das Meer war jetzt seine Heimat, das weite Meer. Die Nordsee — die Mordsee, die ihm so viel genommen und die ihm doch so viel, so unendlich viel jeden Tag und jede Stunde gab.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191806021/fragment/page=0002

Gegner, England, war noch nicht erreicht. Dazu kam, daß dieser Krieg nicht die Gegnerschaft Englands allein, sondern die aller überhaupt in Betracht kommenden Seemächte der Erde brachte. Einem solchen Kräfteaufgebot wäre unsere Hochseeflotte auch nach Erreichung des ihrer Entwickelung gesteckten Ziels nicht gewachsen gewesen. So war sie durch das Kräfteverhältnis der Parteien von vornherein in ihrer Bewegungsfreiheit stark beschränkt und im allgemeinen auf eine strategische Defensive angewiesen. Dazu kam, daß man nach dem Erstarren der Offensive unseres Landheeres in Frankreich und der Ueberleitung des Bewegungskrieges in den Stellungskrieg mit einer langen Kriegsdauer auf alle Fälle rechnen mußte und daß man in der Annahme, England werde mit seinen überlegenen Seestreitkräften im Falle eines Zusammentreffens mit der deutschen Flotte unter allen Umständen die Entscheidung anstreben, die eigene Flotte nicht zu früh einsetzen durfte.

Lag auf unserer Seite guter Grund vor, die englische Führung taktisch auf ein entschiedenes Vorgehen einzuschätzen, so bestanden zweifellos für ihr strategisches Verhalten in der militärpolitischen Lage starke Hinderungsgründe gegen eine ausgesprochene Offensive. Englands Hochseeflotte war im Frieden das hauptsächlichste Instrument seiner Politik gewesen und blieb ein politisches Instrument erster Ordnung auch nach dem Ausbruch des Krieges. Das englische Volk hatte die unbeschränkte Vormachtstellung und Alleinherrschaft auf dem Meere beansprucht und der Welt den Glauben hieran eingeimpft. Diesen Glauben mußte auch der geringfügigste militärische Mißerfolg ins Wanken bringen.

Besonders galt dies nach den starken Rückschlägen, die der Vierverband schon früh auf allen Kriegsschauplätzen erlitt. England brauchte seine Seemacht sehr bald nicht nur gegen seine Feinde, sondern auch, um im eigenen Lande den nötigen Zusammenhalt zu wahren. Italiens Eintritt und Verbleiben in der Koalition ist der politische Erfolg hauptsächlich der englischen Seemachtstellung. Auf ihr beruhte ferner Frankreichs und Rußlands Hoffnung nach ihren schweren Niederlagen zu Lande. Englands Seemacht war und ist jetzt der Hauptfaktor in der Rechnung der Vereinigten Staaten. Nach den wuchtigen Schlägen, die wir im März und April d. Js. in Frankreich geführt haben, zieht sich die englische öffentliche Meinung trostbedürftig auf den Gedanken zurück, daß schlimmstenfalls dieser Krieg in einen reinen Seekrieg übergehen werde, den England von seiner Insel aus im Bunde mit den Vereinigten Staaten bis zum Ende Deutschlands weiterführen könne und werde.

In Anbetracht dieser Gesamtlage war jeder volle Einsatz der englischen Flotte bedenklich, besonders, wenn er zu früh erfolgte. Ihn aber hätte man wagen müssen, wenn man zur engen Blockade und damit neben der wirtschaftlichen auch zur militärischen Einschließung Deutschlands schritt. Soweit ist der Risikogedanke in der deutschen Flotte bereits wirksam geworden. Sie kann schlagen, auch gegen England, nur noch nicht in beliebiger Entfernung von ihren heimischen Stützpunkten, da, wo es die strategische Lage fordert, um den entscheidenden Erfolg zeitweiliger oder dauernder Seeherrschaft zu erringen. Auf Grund gleicher Auffassung der strategischen Lage sagte sich die englische Seekriegsleitung, daß man den Erfolg der Absperrung Deutschlands vom Weltmeer auch erreiche, wenn man die Nordsee im Norden und Süden abriegele. Der enge Kanal bot als Weg ins Freie für die deutsche Flotte große Gefahren. Ein mögliches Ausfallstor blieb der breite Seeweg am Nordausgang der Nordsee. Hier war daher die gegebene Wartestellung für die englische Hochseeflotte. Nur eine gelegentliche Begegnung auf gleichzeitigem Vorstoß nach der Peripherie der Macht- und Erfolgsbereiche beider Gegner konnte in der Grenzzone, gewissermaßen in strategisch ausbalanzierter Stellung, zur offenen Seeschlacht führen. Die Seeschlacht vor dem Skagerrak (31. Mai 1916), deren zweijährigen Gedenktag wir jetzt begehen, war das Ergebnis eines solchen Zusammentreffens.

Anders als in der Nordsee lagen die strategischen Verhältnisse auf den Nebenkriegsschauplätzen.

In der Ostsee hatte die deutsche Hochseeflotte volle Freiheit der Bewegung. Ihr Vorhandensein verhinderte die Flotten der Westmächte am Eindringen durch die schmalen Zugänge von der Nordsee her. Deutsche Geschwader kämpften tagelang gegen neuzeitige Küstenbefestigungen in unmittelbarer Nähe der russischen Flottenstützpunkte. Die volle Seeherrschaft war in ihrer Hand, nicht nur, weil sich die russische Flotte passiv verhielt, weil dem russischen Volkscharakter der unter hohem Risiko zu schneller Entscheidung führende Seekrieg nicht liegt, sondern weil die strategische Gesamtlage, insbesondere das erreichte Stärkeverhältnis, die freie Entfaltung ihrer Kräfte an dieser Front gestattete. Die politische und wirtschaftliche Tragweite dieser Tatsache wird erst später voll gewürdigt werden.

Die Kriegführung unserer Kreuzer auf den Weltmeeren mußte schließlich ein Ende finden, da ihnen Stützpunkte fehlten und unsere Hochseeflotte die Verriegelung der Nordsee auch nicht zeitweilig aufzubrechen vermochte.

Das Auftreten des U-Bootes hat über den Begriff der Seeherrschaft, d. h. der Möglichkeit eigener Bewegungsfreiheit auf den Meeren, falsche Vorstellungen aufkommen lassen. Das U-Boot ist unter den augenblicklichen Verhältnissen ein vorzügliches Mittel des Seehandelskrieges, dessen Anwendung vollen Erfolg verspricht. Die feindliche Hochseeflotte, die unsere Ueberseeverbindung stillgelegt hat, vermag es indessen nicht vom Meere zu vertreiben. Man hat behauptet, daß es im Vereine mit den Landbefestigungen die flandrische Küste sichere, und hat diese Tatsache als einen Beweis dafür angeführt, daß der Satz von der Vorherrschaft des Kampfschiffs keine Geltung mehr habe. Die dauernden Beschießungen der flandrischen Stützpunkte durch schwache englische Streitkräfte und die wiederholten Sperrversuche gegen Ostende und Zeebrügge zeigen, daß eine solche Behauptung unhaltbar ist.

Daß sich die englische Hochseeflotte an den Angriffen auf die flandrischen Häfen nicht beteiligt, liegt daran, daß sie das Risiko einer einseitigen Schwächung mit Rücksicht auf einen vielleicht noch bevorstehenden Kampf mit der deutschen Flotte nicht laufen darf. Hier macht sich also eine Kräftewirkung unserer Hochseeflotte geltend, die die englische am Nordausgang der Nordsee bindet und damit, wenigstens mittelbar, bis zu gewissem Grade die flandrische Küste schützt.

Die Seeherrschaft eines Staates reicht soweit, wie der Machtbereich seiner Hochseestreitkräfte. Wer sie erringen und behaupten will, bedarf auch ferner einer Hochseeflotte.

Englische Kriegführung.

Die unedle Auffassung, die der Engländer vom Kriege hat, ist dieser Nation von Krämern und Söldnern würdig. Für den einen so gut wie für den anderen ist der Krieg ein Geschäft. Geschäftsgeist und Roheit der Angelsachsen vereinigten sich zu der spekulativen Einrichtung von Prämien und Kopfgeldern für weiße und farbige englische Kopfjäger und U-Boot-Fallen. Wie die englischen Feldherren niemals ihren Gesichtskreis über taktischen Kleinkram erheben konnten, besteht für den einzelnen Engländer und Soldaten ebenso wie für die englische Oeffentlichkeit Ziel und Erfolg eines Kampfes vorwiegend im Töten möglichst vieler Feinde. Wer hat noch nicht Ekel empfunden beim gelegentlichen Lesen englischer Heeresberichte, wenn dort mit sichtlichem Behagen auch bei den kleinsten Unternehmungen verzeichnet steht, daß so und soviel Deutsche getötet wurden. Gewiß, Kampf und Sieg sind Zeichen, die mit Blut geschrieben werden, die mit Strömen feindlichen Blutes geschrieben werden müssen. Es wäre Heuchelei, sich selber zu verheimlichen oder auch nur sich zu scheuen, es auszusprechen, daß wir dem Feinde einen furchtbaren Aderlaß wünschen müssen, um zu siegen. Und doch welch großer Gegensatz zwischen der Schilderung flandrischer Leichenfelder in den Berichten Ludendorffs und der Wiedergabe von Unternehmungen im englischen Heeresberichte, deren Ziel und Erfolg zugestandenermaßen nur im Töten einiger Gegner bestand!

Mit dieser Absicht treten die englischen Soldaten zum Kampfe an, und die Führung tut ihr Möglichstes, die Bestie vollends zu entfesseln. Ein Instruktionsbuch über Angriffsübungen im Zugverband, herausgegeben vom englischen Generalstab im Februar 1917, streicht die Vorzüge des Bajonetts mit den Worten heraus: „Der Bajonettkampf erregt den Durst nach Blut.“ Es empfiehlt dem Zugführer, sich das Vertrauen seiner Leute dadurch zu erwerben, „daß er blutdürstig ist und stets danach trachtet, Feinde zu töten und seinen Leuten dazu zu verhelfen.“

Erstaunlich ist es unter diesen Umständen wirklich nicht, daß ein neuseeländischer Offizier, Leutnant Trevor Thomas vom II. Wellington-Bataillon, der am 26. April bei Hébuterne in unsere Gefangenschaft geriet, dem deutschen Lageroffizier mit nackten Worten sagte, daß bei der demnächst zu erwartenden siegreichen englischen Gegenoffensive die Neuseeländer sicher nicht allzu viel Gefangene machen würden. Erstaunlich ist nur das freche Vertrauen auf die deutsche Großmut, das ihn zu seiner zynischen Bemerkung ermutigte.

Ein anderer bezeichnender Fall ist der folgende: Am 10. Mai unternahm der Feind in Stärke von sechs Kompagnien einen örtlichen Angriff im Aveluy-Wald, der im übrigen völlig mißglückte und uns einige Gefangene, darunter zwei Offiziere, einbrachte. Der ebenfalls erbeutete Angriffsbefehl des Oberleutnants Parkinson, Kommandeurs des XV. Bataillons des Welsh-Regiments, bezeichnet als Zweck des Angriffs eine Verbesserung der englischen Stellung, und in dürren Worten wird es gesagt: möglichst viele Feinde zu töten oder gefangen zu nehmen. Wie gänzlich der früher dem Engländer nachgerühmte Sinn für „fair play“ verschwunden ist, geht aus einer anderen Stelle des Befehls hervor, die folgendermaßen lautet: „Mit allen Gefangenen, die Schriftstücke, Karten usw. vernichten oder wegwerfen, ist summarisch zu verfahren.“ Ein bei dem Unternehmen gefangener Hauptmann, Capt. Strange vom XIV. Bataillon des Welsh-Regiments, bestätigte mit brutaler Offenheit, was unter summarischem Verfahren zu verstehen sei. Auch spricht er sich darüber aus, daß es für den Engländer immer wieder nur darauf ankommen dürfe, möglichst viele Deutsche zu töten. Zu diesem löblichen Zwecke müsse er auch die rohesten seiner Hilfsvölker freudig willkommen heißen, Australier, Neuseeländer und Farbige, so verächtlich diese im übrigen auch seien.

Unmengen eingebrachter Dum-Dum-Munition bezeugen es, daß dem Engländer jede zur Ausrottung taugliche Waffe recht ist. Fabrikmäßig mit hohler, aluminium- oder papiergefüllter Spitze hergestellt, unterscheidet sich dies Dum-Dum, dessen Splitterwirkung die fürchterlichsten Wunden schlägt, äußerlich in keiner Weise von gewöhnlicher Munition. —

Auf unserer Seite mußte im eigensten Interesse der fechtenden Truppe immer wieder, und oft vergeblich, eine unangebrachte Milde unserer Krieger und Kriegsgerichte bekämpft werden, wenn es galt, die Strenge der Kriegsgesetze zur Anwendung zu bringen.

Frankreichs annexionistische Kriegsziele.

Für die nach wie vor über Elsaß-Lothringen weithinausreichenden Annexionsgelüste Frankreichs sind die Ausführungen von Maurice Barrès im „Echo de Paris“ vom 25. Mai höchst charakteristisch. In der Kunst, die nackteste und maßloseste Eroberungsgier mit allerhand pseudohistorischer Weisheit zu umkleiden, ist dieser Franzose ein wahrer Virtuose. Er schreibt mit Bezugnahme auf die kürzlichen Debatten in Frankreich und England über das abgelehnte Friedensangebot Kaiser Karls:

Sowohl in Frankreich, wie in England gibt es immer noch Leute, die über die weiter zurückliegenden und tieferen Gründe des Krieges noch nicht ernstlich nachgedacht haben. Mit Erstaunen haben wir vernommen, daß der englische Abgeordnete Runciman im Unterhause kürzlich die Frage stellte, ob Frankreich für seine Grenzen von 1870 oder von 1814 oder von 1790 kämpfe. Wenn Runciman hierüber Aufklärung haben will, so können wir ihn auf die Sitzungen der französischen Kammer verweisen, die der richtige Ort für eine derartige Debatte ist. Dort haben wir uns damit befaßt, Mittel und Wege zu finden, die Garantien für einen dauernden Frieden und die Unabhängigkeit der großen und kleinen Völker gewähren. Die französische Nation kämpft, um den Gegner zurückzuwerfen, um ihn zu verhindern, von neuem zu beginnen. Das sollte genügen. Wenn aber unser englischer Kollege Näheres zu wissen wünscht, so laden wir ihn ein, festzustellen, daß die Franzosen im gegenwärtigen Augenblick darum kämpfen, daß die Deutschen nicht die Küste von Calais angreifen, von wo sie England bombardieren würden.

Dieser schreckliche Krieg, in dem die preußische Eroberungssucht das britische Weltreich und alle Nationen gefährdet, beweist zur Genüge, daß England von der Vergrößerung Preußens alles zu fürchten hat und daß Castlereagh und Wellington im Jahre 1815 wohl Recht hatten, als sie die Notwendigkeit betonten, daß Frankreich in Elsaß und in Lothringen seine Grenzen von 1790 beibehalten müsse. Sie haben später den Forderungen Preußens nachgegeben, aber sie wußten, daß sie damit einen großen Fehler begingen. Sie trifft die Schuld, daß gegen das Interesse Englands Gebiete an Preußen abgetreten wurden, die während 1½ Jahrhunderten die unseren gewesen waren.

Im Lager Segrze.

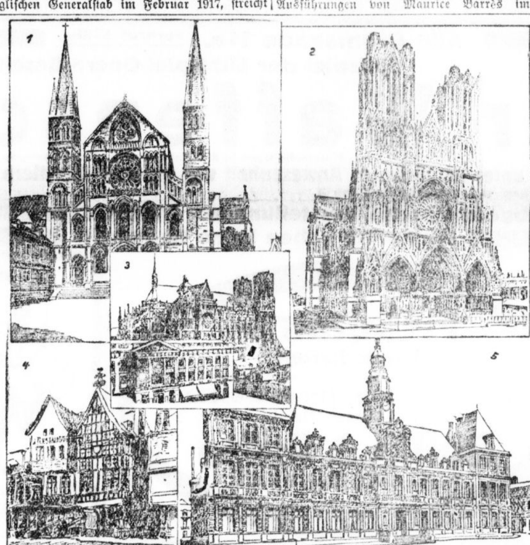
Bei den aus Rußland heimgekehrten Kriegsgefangenen.

Auf dem Wege von Warschau nach Modlin, etwa 1½ Stunde von der polnischen Hauptstadt, liegt auf den Sanddünen über dem Narew in sandiger Steppe Segrze, das ehemalige russische Lager, das in den Kämpfen 1915 vor der Eroberung von Warschau eine wichtige Rolle spielte. Hier wohnte Brussilow mit seinem Stabe. Segrze ist ein riesiges Lager, mit Forts, mit Truppenübungsplatz, mit netten roten Backsteinhäusern zur Unterbringung der Mannschaften und mit einer russischen Kirche, deren fünf goldene Zwiebelkuppeln hoch in die Luft ragen. Das Schlößchen, das am Ende des Lagers, von einem schönen Park umgeben, steht, war früher Fürstlich Radziwillscher Privatbesitz und diente dann später dem russischen Generalgouverneur als Sommersitz. Jetzt ist es die deutsche Kommandantur des Lagers Segrze, und dieses Lager, von den Russen mit französischem Geld angelegt, dient augenblicklich zur Unterbringung unserer aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Soldaten, die scharenweise an den deutschen Grenzlinien ankommen, zumeist in ganz phantastischer Bekleidung, einem Gemisch von deutschen und russischen Uniformen oder irgendwo aufgetriebenen Zivilkleidern. Fünf Sammelstellen bestehen an der Ostfront, in denen die Heimgekehrten zunächst aufgenommen und zum ersten Male entlaust und ärztlich untersucht werden. Dann kommen sie alle nach Warschau, wo sie nach einer zweiten Entlausung und ärztlichen Untersuchung neu eingekleidet werden. Dann geht es, ohne die Stadt zu berühren, mit einem Sonderzug nach Segrze in das Quarantänelager, wo die Heimgekehrten 21 Tage bleiben müssen, bis sie nach Hause zurückkehren dürfen, um nach achtwöchigem Urlaub wieder in das Ersatzbataillon einzutreten.

Leicht wird ihnen die Quarantänezeit nicht. Es ist schwer, an der Schwelle der Heimat drei Wochen auf die Rückkehr zu Frau und Kind warten zu müssen, aber sie sehen es alle ein, wie notwendig es ist, Deutschland vor Seuchen zu bewahren, sie wissen, was Fleckfieber bedeutet, sie haben in den russischen Gefangenenlagern ihre Kameraden an dieser schrecklichen Krankheit zu Hunderten in das Grab sinken sehen. Aus dem Hexenkessel der russischen Anarchie haben sie ein starkes Gefühl für deutsche Ordnung, deutsche Gründlichkeit und deutsches Pflichtgefühl mitgebracht.

Einsichtsvolle Behandlung macht ihnen die Uebergangszeit im Lager Segrze leicht. Dienst und Drill wird nur sehr wenig getrieben, die Leute gehen spazieren, treiben Sport oder baden im Narew. Gern sitzen sie auch in den behaglichen Soldatenheimen, denen deutsche Schwestern vorstehen. Dort studieren sie eifrig die Tageszeitungen und die Zeitschriften, um sich ein Bild von dem Leben zu Hause zu machen. Um sie über die Vorgänge in Deutschland in den letzten Jahren näher zu unterrichten, finden an den Nachmittagen meistens Vorträge statt, von Rednern und Rednerinnen, die eigens zu diesem Zwecke nach Segrze gekommen sind. Abends spielt in dem improvisierten Theater eine Schauspieltruppe, die aus Angehörigen des früher im Lager garnisonierenden Ersatztruppenteiles gebildet ist, oder es finden Kinovorstellungen statt.

So sind auch die letzten 21 Tage, die sie von der



Aus dem Kampfgebiet im Westen: Reims.
1. Kirche Saint-Remy. 2. Kathedrale. 3. Royalplatz und Kathedrale. 4. Alte Häuser des Marktplatzes. 5. Rathaus.

Holm grüßte die paar Kirchgänger, die stumm an ihm vorübergingen, dann stieg er zur Schulwerft hinan. Wie das grüne Moosdach in der Sonne blinkte. Wie Silber.

Ein Gefühl tiefen Friedens kam über ihn, als er auf der Schwelle stand.

Britta trat gleich nach ihm in den Pesel, noch das Gesangbuch in den Händen. Um den Kopf trug sie ein rotes, seidengesticktes Tuch, das, seitwärts geknotet, ihr in langen Fransen auf die linke Schulter hing.

Holm dachte: Diese Stolze würde ein prachtvolles Bild für einen Maler geben, aber als sein Blick gleich darauf auf ihre Hand fiel, die noch das Gesangbuch umschlossen hielt, da stieg es schon wieder dunkel in ihm auf. Der schmale Goldring an ihrem Finger beeinträchtigte das Bild.

Holm erwiderte Brittas Gruß mit Zurückhaltung und auf ihren erstaunten Blick bemerkte er etwas zögernd:

„Sie halten mich gewiß für einen argen Sünder, Fräulein Britta, daß ich heute nicht in der Kirche war.“

Britta schüttelte das Haupt und nahm langsam das rote Tuch, das ihr so gut stand, von den blonden Flechten, die sich in duftiger Fülle um ihren schmalen, rassigen Kopf legten.

„Nein, Herr von Thümen“, entgegnete sie, „nur innerstes Herzensbedürfnis soll uns in die Kirche führen. Unsere kleine Eike habe ich heute auch nicht gesehen.“

„Aber ich“, gab Holm zurück. „Ohne Schuhe und Strümpfe thronte sie auf dem Rand meines Kutters und verlangte ganz ernsthaft, ich solle sie mit hinausnehmen auf das Meer.“

Britta sah ihren Gast aufmerksam an, dann verwahrte sie das Gesangbuch bedächtig in der alten Truhe mit den schönen Beschlägen.

Holm gewahrte noch, wie sie ganz schnell einen Brief aus ihrem Mieder zog und in das Gesangbuch schob.

Warum schoß ihm dabei das Blut so heiß in die Stirn?

Wieder ertappte er sich auf dem Gedanken, daß er brennend gern gewußt hätte, was in dem Brief stand, den Britta so geheimnisvoll in der Truhe barg.

„Eike ist etwas unverfroren“, ließ sich dann Britta vernehmen, indem sie sich anschickte, den Mittagstisch zu decken, während Stine, die alte Hausmagd, die schon seit undenklichen Zeiten im Lehrerhause wirtschaftete, die Teller hereinschleppte, und Eike, wie fast immer, unsichtbar blieb.

„Eike sagt eben, was sie denkt, Fräulein Britta.“

„Das ist es, sie strebt von uns fort, und jedes Mittel ist ihr recht. Niemand würde sie halten, wenn man wüßte, wo man sie auf dem Festland ratsam hintun könnte. So aber wär's doch der reine Wahnsinn. Alle Vorstellungen helfen nichts. Eike will fort. Die Halligleute wissen das, aber keiner will das Kind ziehen lassen. Man liebt es trotz seiner Störrigkeit. Jetzt ist es schon so weit gekommen, daß Eike nicht mehr aufs Meer darf. Früher ist sie oft selbst hinausgerudert, denn trotz ihrer Zartheit hat sie Kraft und Ausdauer. Jetzt nimmt sie niemand von den Schiffern mehr mit und über ein eigenes Boot verfügt sie glücklicherweise nicht. Ich kann mir denken, daß Eike ihre ganze Hoffnung auf Ihren Kutter gesetzt hat, Herr von Thümen.“

„Ich wünschte, ich könnte dem Kinde helfen“, sagte Holm, „es muß schrecklich sein, diese ewige Sehnsucht in der Brust zu tragen, ohne die Hoffnung auf Erfüllung.“

Britta hob die großen, grauen Augensterne langsam zu ihm auf, während ihre Hände lässig die Teller ordneten:

„Wessen Sehnsucht erfüllt sich wohl, Herr von Thümen? Erst wenn wir alle unter den Wassern schlafen, dann wird es still in der Brust.“

Erstaunt, fast erschreckt, sah Holm in das blühende Mädchenantlitz, dessen roter Mund sich zu so schmerzvoller Ergebung bekannte.

Der Brief fiel ihm ein. Was mochte er dem Halligmädchen gebracht haben, daß es so seltsam sprach?

„Sie haben ganz recht, Fräulein Britta, an jedem Lebensbaum flattert, wie der Dichter sagt, ein Sehnsuchtstraum. Wie ein Wundervogel fliegt er auf, aber wir können ihn nicht haschen, nicht halten. Nur von fern sehen wir seine goldene Krone glänzen. Trotzdem wir das wissen, spüren wir immer weiter dem glanzumzitterten Flüchtling nach. Warum sollte das die kleine Eike nicht auch tun?“

„Weil es nicht sein darf“, gab das Mädchen herb zurück. „Wir alle müssen unsere Sehnsucht bannen und Eike muß es auch. Sie muß lernen, sich dem Leben zu fügen.“

„Sie sind hart, Fräulein Britta, hart gegen das Lütje.“

„Weil ich das Kind lieb habe und nicht will, daß es zugrunde geht da draußen in der Welt.“

„Und wenn es hier auf Hallig Hooge sein junges Herz verblutet?“

„An der Sehnsucht stirbt keiner, Herr, das geht vorüber wie die Liebe.“

„Haben Sie denn die Liebe gekannt?“ Die Männerstimme klang gepreßt.

Hart stießen die Teller, die Britta noch immer ordnete, gegeneinander.

Dann sah Britta dem Frager kühl ins Gesicht:

„Vielleicht liebt man auf dem Festland anders, als auf der Hallig. Hier ist die Liebe wie die Hallig selbst. Verwittert ragt sie herüber wie aus alter Zeit, ein verblichenes Scheinen, als wenn man an etwas Versunkenes denkt.“

Sprach so eine Braut?

Britta strich sich über die leicht gebräunte Stirn.

„Vergessen Sie, was ich da Törichtes geschwatzt. Wir Halligleute grübeln zu viel in unserer Einsamkeit. Jetzt aber will ich eilen, denn sonst müssen Sie noch ohne Mittagsbrot auf die Robbenjagd, und das wäre schade.“

Sie nickte ihm freundlich zu, und ehe er noch etwas entgegnen konnte, war sie verschwunden.

Gleich darauf führte Eike den Großvater in den Pesel. Der Alte schritt vergnüglich wie ein Kind an Eikes Hand, und diese führte ihn sorgsam.

Merkwürdig, der Alte war der einzige, zu dem Eike sich freundlich gab.

Ohne Holm zu bemerken, rückte sie dem Alten den Lehnstuhl zurecht und band ihm seinen dicken Wollschal fester um den dürren Hals.

Alles geschah flink und sorglich.

Der Alte kicherte wohlgefällig.

„Seid Ihr schon mal über Rungolt gefahren, Herr?“ fragte er, sein buntes Taschentuch über die Knie breitend.

„Nee, Käpten, das ist ja vor fünfhundert Jahren schon versunken“, entgegnete Holm.

„Man kann noch alle Tage über versunkene Städte fahren“, belehrte Söte Erkel. „Nehmt Euch in acht, der blanke Hans versteht keinen Spaß. Lach nicht, Lüttjes“, verwies er dann Eike. „Im Meer schläft ein Ungeheuer. Wenn es sich oben hält, dann kommt die Flut, und die Flut ist oft gefährlich. Ihr solltet daran denken, Herr, daß im Nordland schon viele Menschen, Städte und Länder ertrunken sind, wie meine „Anne Katrin“.

Eike streichelte schüchtern des Alten runzelvolles Gesicht. Holm sah es und ein tiefes Mitleid mit dem Kinde überkam ihn. Hier, bei dem Neunzigjährigen, suchte die kleine Eike scheu nach Liebe und Zärtlichkeit, die sie anderen nicht geben konnte und wollte.

Grenzenloses Mitleid mit der kleinen Rothaarigen quoll in Holm empor, etwas wie leichte Zärtlichkeit. Ihm war, als müßte er zu Eike treten und ihr trotziges Köpfchen an seine breite Brust betten. Schon hatte er auf den Lippen, Britta um Erlaubnis zu bitten, die Kleine mit hinaus auf das Meer nehmen zu dürfen, da fiel ihm ein, wie hart Britta es vorhin abgelehnt, Eike ziehen zu lassen, und der gute Vorsatz verflüchtete sich.

(Fortsetzung folgt.)

Neu hinzutretende Bezieher

der „Kriegs-Zeitung“ erhalten den bisher erschienenen Teil dieses Romans, soweit der Vorrat reicht, kostenlos nachgeliefert.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191806021/fragment/page=0003

Heimat trennen, bald überstanden, und fröhlich und gesund wird die Heimreise angetreten.

Wir in der Heimat wollen mit gleich freudigen Herzen und mit offenen Armen die willkommen heißen, die für ihr Vaterland solange die Leiden der Gefangenschaft erduldet haben, die sich jetzt durch Not und Elend zurückgefunden haben zum heimischen Herd. Wir alle wollen uns bemühen, sie diese Leiden vergessen zu machen. Sie sollen fühlen, daß Deutschland sich seiner wiedergewonnenen Söhne freut und stolz auf sie ist!

Ehrentafel.

Unermüdliche Pflichttreue.

Offizierstellvertreter Feldwebel **W. Völkner**, geboren am 19. April 1880 zu **Roßbach, Kreis Naumburg**, z. Zt. wohnhaft in Kiel, vom VIII. Seebataillon, hat sich seit Beginn des Krieges in allen Gefechten und bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet. Nachdem er das Eiserne Kreuz 2. Klasse am 18. September 1914 im Gefecht bei Büllsom erhalten hatte, war ihm dies ein weiterer Ansporn zu Tapferkeit und Pflichttreue. Im Gefecht bei Hofstade riß er Teile der Nebenkompagnie im heftigen Feuer so mit vor, daß der Gegner die Stellung sofort räumte. Im Gefecht bei Waelhem hat er wiederholt Beweise besonderer Tapferkeit und Pflichttreue gegeben. Am 3. Oktober an der Nethe brachte er trotz heftigen Artillerie- und Infanteriefeuers mit einer Patrouille so wichtige Meldungen über die Lage von zwei feindlichen Batterien, daß diese auf Grund dieser Meldungen von der eigenen Artillerie zum Schweigen gebracht wurden und dadurch die Lage seines Bataillons in schwieriger Stellung haltbar wurde. Bei dem Sturm auf Lombartzyde am 2. November 1914 hat Völkner sich durch Tapferkeit und umsichtiges Verhalten abermals derart bewährt, daß er mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet wurde.

Kriegsallerlei.

Zur Abschaffung der Tortur.

Die von Vertretern Deutschlands und Frankreichs kürzlich in Bern abgeschlossenen Vereinbarungen über Gefangenenbehandlung enthalten auch eine Bestimmung, daß **militärische Aussagen von Gefangenen** nicht mehr erpreßt werden dürfen. Diese Bestimmung gleicht in ihrer Bedeutung jenem Erlaß Friedrichs des Großen, der die Abschaffung der Folter als einer menschenunwürdigen mittelalterlichen Unsitte bewirkte. Denn die französischen „Streiter für Zivilisation und Menschenrechte" haben es für würdig befunden, diese Gebräuche mittelalterlicher Henkersknechte wieder einzuführen, um pflichttreue deutsche Soldaten zum Vaterlandsverrat zu zwingen. Die deutschen Austauschgefangenen und Heimgekehrten bestätigen dies mit ihrem Eide! Die von ihnen mitgeteilten Beispiele lassen erkennen, daß die Franzosen die Tortur zu einer so bestialischen Raffiniertheit entwickelt haben, daß selbst die Greuel der Inquisition dagegen verblassen. Wichtiger als französische Schande ist für uns der Beweis der standhaften Treue unserer gefangenen Landsleute, deren unbeugsamen Widerstand der Feind selbst durch diese grausame Steigerung seiner Zwangsmittel bestätigt. Die heldenhaften Leiden dieser schweigenden Männer sind Triumphe männlicher Charakterstärke und militärischen Pflichtbewußtseins, die den glänzenden Taten des Schlachtfeldes gleichwertig sind. Aber dies Martyrium soll den Braven, die auf dem Schlachtfelde ihre Treue bewiesen haben, künftig erspart werden. Es gibt Mittel, den Feind, der unterm Eindruck seiner beständigen Mißerfolge alle Haltung verloren hat, zum Einhalten seiner Verpflichtungen zu zwingen.

Wohin der Krieg nicht dringt.

Viele Flecken auf der Erde, wo überhaupt Menschen wohnen und wohin eine Wirkung des Weltkriegs nicht gedrungen ist, wird es kaum noch geben. Ein solcher scheint die Insel **Tristan da Cunha** zu sein, die in der Wasserwüste des südlichen Atlantischen Ozeans, etwa halbwegs zwischen Südafrika und Südamerika liegt und im ganzen von 100 Menschen bewohnt wird. Da sie auch abseits von den großen Schiffahrtslinien gelegen ist, so kommt nur selten ein Schiff dorthin. Die Leute halten Rinder, Schafe und Ziegen und bauen Kartoffeln, wovon sie ihren Lebensunterhalt bestreiten. Im Frieden konnten sie dann von gelegentlich eintreffenden Schiffen Mehl, Zwieback und Kleidung gegen den Ueberschuß ihrer Viehzuchtersparnisse eintauschen. Je mehr aber die Dampfschiffahrt und damit der Schnellverkehr auf dem Ozean überwog, desto seltener legte ein Schiff an dem einsamen Eiland an. Ein englischer Dampfer hat zuletzt im Jahr 1916 eine Nachricht von Tristan da Cunha gebracht. Die Leute dort sollen durch die Nachrichten von dem Krieg so entzückt gewesen sein, daß der älteste Sohn des Oberhauptes der Gemeinde sich gleich für England anwerben lassen wollte. (!)

Ein Weltwanderer aus Hannover in Grodno.

BLM. Unter den heimkehrenden Deutschen, die auf dem Grodnoer Schlosse zurzeit in Quarantäne liegen, ist ein Mann, der besonderes Interesse erweckt. Herr **Louis Rohmeyer** hat den größten Teil der Erde zu Fuß durchwandert. Im Auftrage des Sportvereins Hannover marschierte er am 5. November 1911 von Hannover ab, nahm seinen Weg über Oesterreich, den Balkan, die Türkei, Kleinasien, Persien, Belutschistan, Indien, Siam, durchquerte Indochina, Innerchina, Korea, Japan und trat dann im Sommer 1914 den Rückweg über Sibirien an. Hier ereilte ihn der Krieg und ein widriges Geschick. In Kasan wurde er als Spion festgenommen und ein Jahr lang im Gefängnis und auf der Festung eingesperrt. Da man ihm nichts nachweisen konnte, internierte man ihn schließlich in Jadrin, 200 Werst ostwärts von Kasan. Dorthin wurde er mit russischen Verbrechern gebracht, die in Ketten geschlossen nach Sibirien befördert wurden. Als die Revolution ausbrach, gelang es ihm, von Jadrin zu entfliehen und sich unter mancherlei Nöten und Gefahren nach Smolensk—Minsk durchzuschlagen, wo dann die Auslieferung an die deutschen Behörden erfolgte. Herr Rohmeyer, der als 27jähriger Deutschland verließ, kehrt nun nach 7 Jahren der Fremde in die Heimat zurück. Der Zweck der Reise war, Land und Leute der Ferne kennen zu lernen und das Geschaute durch das Lichtbild der Heimat zu übermitteln. Den größten Teil seiner reichen Ausbeute an Bildmaterial hat er glücklicherweise von China und Japan aus nach Hannover geschickt und so vor der Vernichtung gerettet.

Das Loch im Rubel.

BLM. In Baranowitschi und wohl auch anderwärts, so berichten die Baltisch-Litauischen Mitteilungen, wird mit „entwerteten" Rubeln ein schwunghafter Handel betrieben. Eine Hauptrolle spielt dabei neben den einheimischen Interessenten das geheimnisvolle „**Loch**". Dieses „Loch" ist von unerhört großer Bedeutung, so klein es zu sein pflegt. Auf dieses „Loch" wird denn auch eifrig gefahndet, und nicht selten stecken vier, fünf Köpfe zusammen, um es nach heißem Bemühen triumphierend zu entdecken. Und entdeckt wird es immer, denn entdeckt **muß** es werden, weil es den Rubel „entwertet"! Wo also ein Zarenrubel zu Zahlungs- oder Wechselzwecken einem einheimischen Kenner präsentiert wird, hebt sofort „die Jagd nach dem Loch" an, d. h. der wackere Bürgersmann entfaltet den Schein, hält ihn gegen die Sonne, bald näher dem Auge, bald ferner, und sucht ihn heftig nach dem „Loch" ab, zumeist unterstützt von herbeieilenden hilfreichen, emsigen Freunden und Nachbarn. Zeigt sich das gesuchte Zeichen nicht gleich, wird es im Handumdrehen einfach hervorgebracht, denn man hat als findiger Kopf im Mützenschild eine verborgene Nadel angebracht, deren schamhaft hervorlugende Spitze man bei der scharfen Untersuchung des zu wertenden Papiers mit dem noch ungelochten Schein in innige Berührung zu bringen weiß dergestalt, daß alsbald das ersehnte, tröstliche Loch unvermerkt erzeugt ist. Ha, welch' ein Triumph! Man tut zwar betrübt und stellt sich enttäuscht, wenn man nicht geringschätzig und höhnisch auf das „Loch" hinweist und dem Eigentümer klarmacht, daß dieser löcherige Zarenrubel einen guten Teil seines Wertes verloren, Gott sei's geklagt. Man erbarmt sich indessen des Verlustträgers, kauft ihm den „entwerteten" Rubel großmütig, natürlich entsprechend billiger, ab und geht hin, um ihn an anderer Stelle zum höchsten Kurswert mit Gewinn weiter zu verkaufen, denn wenn der Rubel auch ein Loch hat, die Rechnung des „ehrlichen Maklers" hat keins. Vorläufig. —Sch.—

Der zensurierte Filmkuß.

Das Zensuramt von Pennsylvania in den Vereinigten Staaten wacht neuerdings mit Sorgfalt über die Moral der Films. Nach langen Beratungen wurde festgestellt, daß die vielfach in Filmtheatern vorgeführten Liebesszenen durchaus nicht den Grundsätzen der wünschenswerten bürgerlichen Moral entsprechen. Besonders tadelnswert sei, daß die Liebesszenen auf den Films zu lange dauern. Daher wurden für diese Szenen genaue Maße angegeben. Im äußersten Fall darf eine Liebesszene sieben Fuß des Filmbandes beanspruchen. Die Filmgesellschaften haben sich von nun ab an folgende genaue Bestimmungen zu halten: Ein Kuß zwischen Verlobten darf vier bis sechs Fuß dauern, ein Kuß zwischen Verheirateten drei bis fünf Fuß, ein Kuß zwischen Jungverheirateten fünf bis höchstens sieben Fuß. Für einen Kuß zwischen Bruder und Schwester sind nur drei Fuß Filmband statthaft. Die Möglichkeit eines Kusses zwischen Leuten, die weder alt noch jung verheiratet, weder verschwistert, noch verlobt sind, lehnt das gestrenge Zensuramt zu Pennsylvania von Haus aus mit Abscheu ab.

Kriegshumor.

Zeitgemäßes Mißverständnis. Junger **Künstler** (in einer Gesellschaft bei dem Kriegslieferanten Mayer auf den neuen großen Flügel deutend, der im Salon steht): „Es ist erstaunlich, was man aus einem solchen Instrument alles herausholen kann!" — Frau Mayer (erschrocken, heimlich zu ihrem Mann): „O weh! Der hat unser neues Hamsterlager entdeckt!"

Der Kriegsspekulant. „Mit was hat denn der Meier eigentlich angefangen?" „Mit sechs Monaten."
(Jugend.)

„Warum hast du denn dem König George aus Anlaß der letzten Flandernschlachten ein Glückwunschtelegramm geschickt?" fragte die Königin Elena ihren Gemahl. — „Wie du mir, so ich dir! dachte ich. Er hat mir ja am Isonzo auch gratuliert!"

Sparsam. Tochter (während des Mittagessens, zu dem ein Verehrer eingeladen ist): „Mama, er hat sich erklärt!" — Mutter: „So? Dann könnten wir den Nachtisch weglassen!" („Fliegende Blätter".)

John Bull: „Wenn ich Deutscher wäre, da müßten mir die Engländer nicht schlecht zahlen!"

Alte Promenade 11 a. Fernruf 5738.

Gastspiel der Lichtspiel-Opern-Gesellschaft

U.T

„Der Waffenschmied"

Komische Oper in 3 Aufzügen von Albert Lortzing

unter persönlicher Anwesenheit von etwa 15 Künstlern und Künstlerinnen.

Zu der ersten Vorstellung haben Jugendliche Zutritt. Kinder nachmittags halbe Preise.

Abgeschlossene Vorstellungen: Wochentags 4½ und 7½ Uhr — Sonntags 3, 5½ und 8 Uhr. Täglich Vorverkauf an der Theaterkasse von 11—1 Uhr.

Freikarten haben keine Gültigkeit.

U.T **Leipzigerstr. 88**
Fernruf 1224.

Wanderratten!

Artistentragödie von der Landstrasse in 4 Akten.
Hauptrollen: **Wilhelm Diegelmann. Rosa Valetti.**
Vorführung: 3.00 5.00 7.10 9.30.

Viggo Larsen
in dem reizenden Lustspiel (3 Akte)
Sein letzter Seitensprung.
Vorführung: 4.10 6.20 8.30.
Die neuesten Kriegsberichte.
Beginn 3 Uhr.

Frühjahrs-Landschaften
mit herrlichen Laubfärbungen erfordern
orthochromatische Platten, Films und Gelbscheiben.
Nur erstklassiges Material.
Ballin & Rabe
Poststrasse 14. Fernruf 6381.

Gebrauchte Pianos
preiswert zu verkaufen.
B. Döll, Gr. Ulrichstr. 33-34.

Bruchbänder mit und ohne Feder, gewissenhafte, fachkundige Ausführung. (Das Maßnehm. u. Anlegen wird wieder von mir selbst besorgt).
Bandagen-Kertzscher, untere Leipzigerstr. 26 und Gr. Ulrichstr. 63.

Vergessen Sie nicht nur das Reellste zu wählen

um Ihre Abfälle zu besten Preisen verkaufen zu können!

Ich zahle:

Akten	Kilo 30 Pf.	Bücher, Zeitungen	Kilo 28 Pf.
Papierabfälle	„ 18 „	Knochen	„ 15 „
Lumpen	„ 15 „	Wolle	„ 160 „

Ferner: Eisen, Sackzeug, Weißglasscherben, nicht verrostete Konservenbüchsen, Felle zu höchsten Preisen.

Nur Domplatz 9. **W. Theuring,** Nur Domplatz 9.
Telephon 5659. b01993
Jeder Bringer verlange seine Extra-Zugaben und jeder 500ste Bringer 10 Mark extra.
Beste und größte Firma für Private am Platze.
Lasse kostenlos abholen.

Goetzin-Pillen Nr. 150 u. Apotheker Goetze's antirheumat **Blutreinigungstee** Nr. 150 (bs1076) sind w. frisch in **allen** Apotheken zu haben.

Was ist Ihnen lieber 100 oder 300 Mark?

Letzteres können Sie nur bei uns erzielen, wenn Sie alle Abfälle an uns verkaufen. Denn wir zahlen für

Akten	Kilo 30 Pf.	Bücher, Zeitungen	Kilo 28 Pf.
Papierabfälle	„ 18 „	Knochen	„ 15 „
Lumpen	„ 15 „	Wolle	„ 160 „

Ferner: Eisen, Sackzeug, Weißglasscherben, nicht verrostete Konservenbüchsen, Felle zu höchsten Preisen.

Theuring & Ackermann,
Nur Keilstr. 23 Fernruf 4363 Nur Keilstr. 23.
Auf Wunsch lassen kostenlos abholen. b02189
!! Jeder Bringer erhält einmalige Stadtbahn-Freifahrt, sowie jeder 500. Bringer 10 Mark extra ausbezahlt. !!
Für wirkliche Reellität bürgt unsere Firma seit Jahren.
Vom 1. Juli ab befinden sich unsere Ankaufsräume Triftstraße 24, Eingang Gr. Brunnenstraße 59—60.

Die **Auskunftei Beyrich & Grove,** Halle a. S. Gr. Steinstr. 31, I, Tel. 2144 erteilt Auskünfte über Vermögens-, Mitgifts-, Familien- und Privat-Verhältnisse auf alle Plätze, Beobachtungen u. Ermittlungen aller Art, streng diskret.

Nur soweit Vorrat
reicht, liefern wir unsere grossen (42×54 cm) Sammelmappen (mit verstellbarer Mechanik zum schnellen und sauberen Einheften von Zeitungen und Extrablättern) zu dem niederen Preise von 1.50 Mk. Da die Karton-Preise inzwischen bedeutend gestiegen sind, wäre eine neue Lieferung zu diesem Spottpreise unmöglich. Jeder sichere sich daher ein Exemplar.
Hallische Nachrichten
General-Anzeiger f. Halle u. die Prov. Sachsen.

Geschäfts-Drucksachen
in geschmackvoller Ausführung liefert schnell und bei mäßigen Preisen die Buchdruckerei der Hallischen Nachrichten

Weiß- u. Rotweine prima Marken bieten an
H. Pütz & Cie., Weingroßhandlung, — Cöln-Ehrenfeld. — Telephon A. 5819. 176

Hallisches Wanderbuch

von Dr. Otto Dreske.
52 Wanderungen in die Umgebung.
Zwei Bände, mit Wanderkarte, zusammen .. Mark **2.50**
Einzeln ist nur noch der zweite Band zum Preise von Mark 1.50 erhältlich. — Versand nach auswärts portofrei gegen Einsendung von Mk. 2.80 bezw. 1.80. Zu bezieh. durch
Hallische Nachrichten, General-Anzeiger für Halle a. S. und die Provinz Sachsen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191806021/fragment/page=0004